



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Guenther, Konrad: Die Rodia : Erzählung aus Ceylon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Rodia

Erzählung aus Ceylon

Von Konrad Guenther



Ich hatte den Pflanze in Colombo kennen gelernt und war seiner freundlichen Einladung auf seine Pflanzung — Estate, wie man auf Ceylon sagt — gern gefolgt. Sein „Bangalo“, ein weißes, einstöckiges Haus mit weit vorspringendem Ziegeldach, erhob sich reizend auf grünem Rasen, von Kokospalmen überschattet. Die Landschaft umgab den anmutigen Platz wie ein großer Park, in dem Palmen und indische Obstbäume die Baumgruppen darstellten, während als Rasenflächen zwischen den Bergen lichtgrüne Reisfelderterrassen herabstiegen. Den Hintergrund bildeten ringsum hohe Berge, deren sanftgewölbte Kuppen, von einzelnen steileren Spitzen unterbrochen, duftig in den blauen Tropenhimmel hineinragten. Der Pflanze, ein schlanker Engländer von ritterlicher Art, hatte mich herzlich empfangen, wir hatten beim gemütlichen Schein einer großen Hängelampe zu Abend gegessen, und saßen nun auf den bequemen Stühlen der Veranda. Es war unterdessen dunkel geworden, doch draußen auf den Rasenflächen flutete Mondschein, in ihm erglitzerten die leise schwankenden Fiederkrone der Palmen, und die Säulen der Veranda umzogen silberne Ränder, die sie plastisch hervortreten ließen. Wir hatten uns in ein Gespräch über die Völker Ceylons vertieft, die braunen, zartgebauten Singhalesen und die dunkelhäutigen, kräftigen Tamilen, welche letztere in Südindien zu Hause sind und in immer wachsender Zahl auf die Insel kommen, wo sie als Pflanzungsarbeiter Verwendung finden. Ich sagte meinem Gastfreund, daß mir beide Völker sehr gefielen, daß ich mich aber zu den alteingesessenen Singhalesen mehr hingezogen fühlte. Die Erklärung gäbe da wohl die alte Blutsverwandtschaft, die uns Europäer mit diesem arischen Volke verbinde, das ja auf Ceylon schon sogar prächtige Städte und Tempel erbaut hätte, als unsere Vorfahren noch in Hütten wohnten. Den Pflanze schien meine Sympathie für die Singhalesen zu freuen, wir wurden wärmer, kamen auf das Gebiet der großen Völkerfragen, sprachen von Rassenstolz und Rassenvorurteil, und endlich sagte er mir, er hätte eine Geschichte auf dem Herzen, die er erlebt hätte, und die er gerade mir gern erzählen würde, um mein Urteil zu hören. Ich stimmte freudig zu, er lehnte sich in seinen Stuhl

zurück und, während draußen Grillen und Zikaden schrillten und die Stimmen unzähliger Frösche wie kleine blecherne Schellen dazwischenklangen, begann er:

„Ich habe dieses Estate bald fünfzehn Jahre. Meine erste Pflanzung, die ich als blutjunger Mensch erwarb, lag im Südwestteil von Ceylon, mehrere Stunden Wagenfahrt von Galle landeinwärts. Sie war nicht groß und trug ausschließlich Kokospalmen, etwa zwölfhundert an der Zahl. Da jede Palme, wie Sie wohl wissen, einen Wert von etwa 140 Mark darstellt, hatte ich mein Auskommen. Eher hätte ich eine andere Eigenschaft des Estates als Nachteil empfinden können. Die Pflanzung lag sehr fern von der Kultur. An einer Seite zog der breite Gintotafluß vorüber, an allen anderen war sie von freiem Urwald umgeben. Aber als Naturfreund, der ich schon damals war, tröstete ich mich. Ich ward nie müde, den munteren Sprüngen der Affen zuzusehen, dem schnellen Flug der Papageien mit den Augen zu folgen und die großen Raubvögel, die in der blauen Luft kreisten, zu bewundern. Auf dem anderen Ufer des Flusses war Steppe, da standen stets Scharen von Silberreihern und es sah aus, als ob die Gräser sich mit Lilien geschmückt hätten. Von Raubtieren gab es außer Leoparden und Schakalen, die im Walde genug Nahrung hatten und mich nie belästigten, Krokodile im Flusse. Ich habe mehrere geschossen, zum Teil acht Meter lange Exemplare. Sie haben die Häute in meinem Zimmer natürlich schon längst bemerkt und die Art bestimmt.“

„*Crocodilus porosus*, das Leistenkrokodil,“ sagte ich.

„Hier nennt man es nur das Flußkrokodil zum Unterschiede vom kleineren, harmlosen Teichkrokodil. Am Gintota habe ich nicht von vielen Unglücksfällen gehört, immerhin aber doch von einigen, die mir bewiesen, daß das Flußkrokodil nachts und bei günstiger Gelegenheit sich an einem Menschen wohl zu vergreifen wagt. Ich sah nicht selten die mächtigen Tiere im Strom dahinziehen, wenn ich auf dem Wege schritt, der die einzige Verbindung meines Estates mit anderen Menschen bedeutete. Es war eine schöne Wanderung. Auf der einen Seite der breite, ruhig fließende Strom, auf der anderen der Urwald mit Gebüsch und Lianengewirre, an dem zahllose Schmetterlinge entlang flogen.

Der Weg bog nach etwa einer Stunde vom Flusse ab und mündete in eine breite Straße, die nach Galle führte. Hier lag ein Dorf, das nur von Singhalesen, und zwar sehr reinblütigen bewohnt war, wie es in der ganzen Südwestecke von Ceylon der Fall ist. Malerisch breitete sich das Dorf unter Kokospalmen, Mango- und Brotfruchtbäumen aus, durch deren Kronen das Sonnenlicht auf die strohgedeckten Hütten fiel und auf den Boden der Straße, der wie im ganzen Tiefland von Ceylon, in festlichem Rot prangte. Ich war häufig im Dorfe, denn etwas Unterhaltung mußte ich in meiner Einsamkeit haben und das Singhalesische sprach ich bald wie ein Eingeborener.

Unter den Leuten des Dorfes war ein junger Mann, mit dem ich am liebsten verkehrte. Er gehörte der ersten Rasse an und trug mit Ansehen den Krummkamm im Haar, das er hinten zu einem Knoten aufgebunden hatte.

Die weiße Jacke und das um die Hüften gelegte, gelbrote Rodtuch umkleideten eine schöne Gestalt. Die unten hervorschauenden Füße waren wie die Hände aristokratisch geformt. Edel war auch das Gesicht mit der leicht gebogenen Nase und den dunklen Augen, und nach der Ansicht seiner Landsleute war Widschaja auch dem Blute nach von vornehmer Herkunft. Er sollte von irgend-einer Seitenlinie des „Großen Geschlechtes“ abstammen, dessen Hauptstamm dreihundert Jahre nach Christus erlosch; dieser hatte acht Jahrhunderte Ceylon Könige gegeben, deren Namen die Blütezeit des Singhalesenreiches bezeichnen. Der stolze Vater — die Mutter starb bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes — hatte seinem Sohne den Namen des Begründers dieses Geschlechtes, des Eroberers und ersten Königs der Insel gegeben.

Widschaja genoß im Dorf ungewöhnliches Ansehen. Er konnte alles von den Leuten verlangen. Sie halfen ihm bei der Bestellung seiner Reisfelder, sie kletterten für ihn auf die Kokospalmen, um die reifen Nüsse herunterzuholen. Das Leben wurde ihm so sehr erleichtert, daß seine Charakterentwicklung darunter leiden mußte. Widschaja gewöhnte sich daran, allen seinen Wünschen nachzugeben und, wo es nur anging, andere für sich schaffen zu lassen. Aber sein Herz blieb gut, und ein schöner Drang nach Höherbildung entwickelte sich in ihm immer mehr. Darum schloß er sich an mich — wir waren beide fast gleichalterig — mit wachsender Zuneigung an. Mir gegenüber war er nicht der Königsproß, ich stand ihm aber auch nicht höher, als er, sondern war für ihn einfach ein Wesen, das außerhalb aller singhalesischen Kasten sich befand und daher ganz anders betrachtet werden mußte. So denken übrigens alle gebildeten Singhalesen von den Europäern.

Widschaja besuchte mich oft. Er hatte englisch gelernt und las gern meine Bücher. Wir unterhielten uns aber immer singhalesisch. Mancher würde sich gewundert haben, wenn er uns gesehen hätte, wie wir am Flusse in lebhaftem Gespräch entlang schritten, ich meine kurze Pfeife im Mund, er Betel kauend und von Zeit zu Zeit den ziegelrot gefärbten Speichel auf den Boden spuckend.

Das Dorf an der Straße war aber nicht die einzige menschliche Ansiedelung in meiner Nähe. Wenn ich vorhin sagte, daß meine Pflanzung nur urwüchziger Urwald umgab, so war das insofern nicht ganz richtig, als auch in diesem Urwald eine Hütte stand. Gerade hinter meinen letzten Kokospalmen begann ein schmaler Fußpfad, der in mannigfachen Windungen sich in den Wald hineinschlängelte. An seinem Ende weitete sich eine Lichtung und hier wuchs eine armselige Hütte aus dem Boden, umgeben von einigen Gemüsebeeten, Bananen und Baummelonen. Das ganze machte einen weltverlorenen Eindruck, wie der letzte Schlupfwinkel von Menschen, die sich vor den anderen fürchten und sie um jeden Preis meiden müssen. Und es waren wirklich solche Unglückliche, die hier wohnten. Eine Rodiafamilie hatte ihre Hütte an dieser weltfernen Stelle errichtet.

Sie werden bereits von den Rodias gehört haben. Es ist die niederste und von allen Singhalesen einmütig verachtete Kaste. Rodia heißt der Unreine

von Roda = Schmutz. Vor der englischen Herrschaft hatten die Rodias ein furchtbares Schicksal. Sie mußten abseits von der Straße wohnen, ihre Frauen durften die Brust nicht verhüllen, ihre Gärten mußten verwildern, ihre Hütten durften nur den einfachsten Bau zeigen, Hausgerät war ihnen verwehrt. Die Rodias durften nur am äußersten Rande der Straße gehen und, nahte ein anderer Singhalese, so hatten sie sofort vom Wege herunterzulaufen und sich abseits auf den Boden zu werfen, war es auch mitten im sumpfigen Reisfeld oder im stachelichten Busch. Als sich einmal in der Nähe von Kandy die Rodias stark vermehrt hatten, beklagten sich die umwohnenden Singhalesen über den zu häufigen, lästigen Anblick; darauf ließ der König von Kandy einfach einige abschießen. Vor dem englischen Gesetz gibt es nun zwar keine Rastenunterschiede mehr, die Verachtung der Rodias aber ist geblieben, und besonders in abgelegeneren Gegenden würde es noch heute kein Rodia wagen, auf der Straße zu bleiben, wenn ein anderer Singhalese ihm begegnet.

Die Rodias wohnen in besonderen Dörfern zusammen. Ich habe nie erfahren können, warum jene Familie ihren Heimatsort verlassen und noch tiefere Einsamkeit aufgesucht hatte. Denn weiter abseits von den Menschen konnten sie nicht leben. Man wußte zwar im Dorf von ihrer Anwesenheit, aber man sah sie niemals. Nur ich erblickte hin und wieder in der Nacht, wenn ich das Freie aufsuchte, um die nächtliche Tierwelt zu beobachten, eine dunkle Gestalt, die an meiner Pflanzung vorbeischwebte und am Flußufer verschwand. Bald hatte ich den Grund heraus. Die Einsamen hatten in ihrem Urwald kein Wasser und mußten dieses vom Gintota holen. An meiner Pflanzung war das Ufer steil und hoch, einige Schritte aber auf dem Wege zum Dorf gab es eine Bachmündung, in der man bis an das Wasser herankamte.

Sie werden sich denken können, daß die Neugier mich trieb, auch diese Nachbarn kennen zu lernen. Aber die Rodias waren scheu, wie die Tiere des Waldes. Sie verließen nur nachts ihren Schlupfwinkel. Versuchte ich dann, einer der Gestalten nachzugehen, so war sie plötzlich verschwunden. Einigemal auch gedachte ich, die Rodias in ihrer Behausung zu begrüßen. Aber sie mußten mein Kommen immer gemerkt haben, denn trat ich auf die Lichtung, so war kein Mensch zu sehen, vor den Eingang der Hütte waren Bretter gestellt, die hierzulande die Türen vertreten, und, mochten die Armen nun in den Wald geflohen sein oder in ihrer Hütte lauern, den Eintritt erzwingen wollte ich nicht.

Allmählich gewöhnte ich mich an die geheimnisvollen Nachbarn und achtete nicht mehr auf die nächtlichen Schatten, wenn ich sie vorbeihuschen sah. Sprach ich einmal mit Widschaja von den Rodias, so brach er schnell ab. „Herr,“ sagte er dann — er behielt, wenn er mich anredete, das englische „Sir“ im singhalesischen bei — „nenne mir diesen Namen nicht. Für mein Volk sind die Bewohner deines Waldes unrein und es ziemt sich nach unseren Sitten nicht, auch nur in Gedanken mit ihnen in Berührung zu treten.“

Einst an einem Abend saß ich in meinem Zimmer. Durch die überall offenen Türen kam ein leichter Luftzug vom nahen Flusse herein. Die Lampe beleuchtete den großen und doch gemütlichen Raum und das Buch, in dem ich las. Es war mein Lieblingswerk, Dantes Divina Comedia. Wie immer, wenn ich dieses Buch aufschlug, so trieb es mich auch jetzt zuerst zu jenen wunderbaren Worten Francescas da Rimini:

Liebe, die alles andre macht vergessen,
Entflammte ihn, als er mich kaum geseh'n,
Die Schönheit siegte, die ich einst besessen!
Liebe läßt Gegenflammen schnell entstehn;
Auch mich betörte sie mit süßem Zwange,
Selbst in der Hölle will sie nicht vergehn.
Und Liebe führte uns zum Untergänge . . .

Eine Bewegung ließ mich aufschauen. Mit den Gedanken noch bei Dante, glaubte ich eine Erscheinung zu sehen. Der Türrahmen umschloß ein Bild von wunderbarer Schönheit. Das Licht der Lampe goß seinen Schein auf einen Mann, der seinen Blick gesenkt hatte auf eine Gestalt, die er in den Armen hielt. Es war ein menschlicher Körper, frei von jeder Hülle, der wunderbar geformte Leib eines jungen Weibes. Das glänzend schwarze Haar floß auf den Boden, die langen Wimpern der geschlossenen Augen lagen wie ein duftiger Schleier auf den Wangen. Der eine Arm war heruntergesunken, der andere ruhte zur Seite der jugendlich schwellenden Brust und der schlanken Hüfte. Jetzt erkannte ich meinen singshalefischen Freund. „Widschaja“, rief ich, und langsam trat er vor, ohne den Blick von seiner süßen Last zu wenden. Dann legte er den Körper auf das Sofa und, wie plötzlich erwachend, wandte er sich zu mir.

„Schnell, Herr, hilf, sie ist nicht tot, nur ohnmächtig.“ Ich stürzte in mein Schlafzimmer, riß eine Flasche kölnisch Wasser vom Brett und eilte zurück, um am Sofa niederzuknien und dem Mädchen Stirn und Schläfen zu reiben. Widschaja half. Und unterdessen erzählte er mir in fliegenden Worten sein Erlebnis.

Er war vom Dorf aufgebrochen, um noch ein Stündchen mit mir zu verplaudern. „Als ich die Hälfte des Weges am Flusse hinter mir hatte, stand plötzlich dicht vor mir eine Gestalt, ein junges Weib. Ein Schrei klang mir entgegen, sie sprang zur Seite, verschwand hinter der Böschung. Ich stürzte vor, sah sie im seichten Uferwasser lauern, die Arme gegen mich erhoben. Plötzlich hinter ihr in der helleren, den Himmel widerspiegelnden Flut eine glitzernde Furche. Sie kam schnell näher. Ein Krokodil! Ich sprang, rutschte hinunter, ergriff einen Arm, riß das Weib ans Land. Es war keinen Augenblick zu früh, ein Klappen und Reizen hinten, das Krokodil hatte, nach der Beute schnappend, das Gewand des Mädchens gefaßt, ihm vom Leibe gerissen. Sie war ohnmächtig, lag am Boden. Ich nahm sie auf und brachte sie zu dir.“

Der sonst so ruhige Singhalese war in furchtbarer Aufregung. Ein schwerer Kampf mußte in seinem Innern wüten. Er hatte in schnellem Triebe gehandelt, fast ohne Bewußtsein. Nun sah er dunkle Folgen näher kommen. Aber er konnte von dem schönen Anblick nicht los, unverwandt blickte er auf das junge Weib, dessen braune Haut von dem neu pulsierenden Blut allmählich einen lieblich rötlichen Schimmer erhielt. Jetzt eine Bewegung der Arme und die Augen öffneten sich.

Zwei Sterne sahen uns entgegen, ließen den Blick im Zimmer wandern und blieben endlich auf uns haften. Die Augen belebten, vergrößerten sich, wurden wilder und wilder, Entsetzen sprühte aus ihnen. Plötzlich richtete sich der Körper auf, die Hand streckte sich nach uns, die Brust wogte und dann ein gellender Schrei von ihren Lippen: „Unrein!“

Widschaja fuhr zurück, in demselben Augenblick aber kniete er auch schon an ihrem Lager und sagte: „Ich ahnte es, ich wußte es, ich lasse dich nicht!“ Und seine Arme schlang er um ihren Hals. Noch suchte sie gegen ihn zu ringen, aber er umfaßte sie fester und fester, er flüsterte auf sie ein, sie schien sich zu ergeben. Es wurde still am Lager, nur leise Worte klangen zu mir herüber.

Da wandte ich mich und ging aus dem Zimmer.

Eine halbe Stunde mochte ich auf und ab geschritten sein, da trat Widschaja heraus. „Herr,“ sagte er, „sie ist eine Rodia, und ich bin unrein vor meinem Volk. Ich war es schon, als ich am Flusse ihren Arm ergriff. Ich sah das Krokodil und den nahen Tod und mußte retten. Das alles ging schneller als meine Überlegung. Was nachher kam, hat die Dinge nicht verschärft. Ich bitte dich nun, lasse mich mit ihr allein in deinem Garten. Suche du ruhig dein Zimmer auf und sieh nicht nach uns. Und willst du, so geh morgen zu meinem Volk und meinem Vater. Sprich mit ihnen, was dein Herz dir eingibt. Ich kann nichts sagen. Es gibt hier kein Gut noch Böse. Das Schicksal war es. Ich warte, wie es sich erfüllt.“

Ich konnte nichts erwidern, drückte ihm die Hand und sah ihn sich zwischen den Büschen entfernen. Dann ging ich in mein Zimmer. Aber der Schlaf floh mein Auge.

Als am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne ins Zimmer fielen, stand ich auf und machte mich bereit, den schweren Weg zu gehen. Langsam schritt ich am Flusse entlang. An einer Stelle blieb ich stehen. Die Flußböschung hatte einen Riß, das Erdreich war abgestürzt, frische Spuren zeigten sich unten im Sande. Hier war es, wo die Rodia, treu dem harten Gesetz ihres Stammes, vor dem Entgegenkommenden die Straße räumen wollte, hinunterglitt und dem Krokodil aus dem Rachen gerissen wurde. Nach rechts konnte sie nicht weichen, da stand mit Ast- und Lianengewirre, mit Ranken und Dornen wie eine Mauer der Urwald. Sinnend schritt ich weiter, mir überlegend, was ich für den Freund sagen konnte. Aber ich vermochte nichts zu finden, was mir erfolgreich geschienen und das Herz erleichtert hätte.

Der Weg weitete sich, die ersten Hütten tauchten zwischen den Bäumen auf. Ich bog in die Hauptstraße ein, zu deren Seiten die Häuser sich erhoben, von Palmen und Obstbäumen leicht beschattet. Vor den Auslagen der Händler standen die Leute, um ihre Einkäufe zu machen, andere begegneten mir auf der Straße und grüßten mich, die Hand an der Stirn.

Nun stand ich vor meinem Ziel, Widschajas Elternhaus. Schon von weitem hatte ich den Vater meines singhalesischen Freundes erkannt. Er schien nicht wohl zu sein, denn er lag auf seinem Mattengestell, das er sich unter das vorspringende Dach hatte heraustragen lassen. Als er mich kommen sah, erhob sich der Mann, eine hohe Gestalt mit schönem schwarzem Bart, der weit über die bloße Brust herabwallte. Erstaunt blickte er mich an, den er ohne seinen Sohn herantreten sah.

„Dein Sohn läßt dich grüßen,“ fing ich an, „er kann heute nicht zu dir kommen. Ein Ereignis hat in sein Leben eingegriffen. Er will noch in der Stille nachsinnen, ob er den Folgen begegnen oder sie auf sich nehmen soll. Auch du sollst deine Ansicht sagen, darum bin ich gekommen.“

Er wurde unruhig. „Was ist mit meinem Sohne, was konnte ihm zu stoßen, er ist doch gesund?“

„Er ist gesund,“ antwortete ich, „aber nach euren Begriffen ist das, was ihn getroffen hat, nicht weniger schlimm, als Krankheit.“

Seine Augen weiteten sich, doch ich sah, wie er seine Aufregung meisterte. Ich begann zu erzählen. Wie ich aber an die Begegnung mit dem Mädchen kam, an ihr Zurseiteweichen und ihre Rettung, stieg ihm das Blut zu Kopf. Sein Gesicht wurde ganz dunkel, stiere Augen sahen mich an. Und als ich schloß: „Aus gutem Herzen hat er einen Menschen gerettet, die Tat bleibt edel, trotzdem es eine Rodia ist,“ da sprang er auf, ballte die Fäuste, schrie: „Unrein, unrein, mein Sohn unrein,“ und sank zusammen, schluchzte und stöhnte.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach beruhigend auf ihn ein, denn bereits begann sich Volk um uns zu sammeln. Er hörte lange nichts, plötzlich aber blickte er auf, sah die Leute stehen, sprang wie ein Rasender in die Höhe und schrie ihnen ins Gesicht: „Widschaja, euer Königsproß ist Schmutz, verächtlicher als der Straßentot. Ein Rodia ist er geworden.“

Da wurde das Murmeln der Dorfbewohner zum Schreien, sie fochten mit den Armen und drängten sich an den Alten. Immer mehr kamen herbei, die Menge schob sich zwischen mich und ihn. Aus dem Getümmel heraus hörte ich die vor wildem Schmerz fast unkenntliche Stimme des Alten.

Bald wußten sie alles, und Wut und Haß las ich auf den Gesichtern, die jetzt in der Leidenschaft denen wilder Indianer glichen. Ich suchte zu dämmen, zu retten, sie hörten nicht. Endlich brach meine Stimme durch: „Es war doch gut, die fast Verlorene zu retten, habt ihr denn kein Herz?“

Heftiges Durcheinanderschreien tönte mir entgegen. „Unreines darf man nicht berühren“, „der Tod einer Rodia ist kein Unglück“, „ist für sie selbst

Erlösung“, „wenn sie in ihrem Leben ihre Seele geläutert hätte, wäre ihr nach dem Tode Wiedergeburt in höherer Kaste zuteil geworden“, „Widschaja hat sie ins Elend zurückgestoßen durch seine Rettung.“

„Aber er wußte doch nicht, daß sie eine Rodia war“, hielt ich ihnen entgegen.

„Er mußte es wissen“, „niemand anders konnte ihm zu jener Stunde an der Stelle begegnen“, „schon an ihrem Ausweichen hätte er ihren Stand erkennen müssen“, „er folgte nur seinem Triebe!“

Jetzt erhob sich der Alte wieder. Mit hohler Stimme sprach er: „Widschaja ist ein Rodia. Ich habe keinen Sohn. Aber verflucht sie, die ihn verführt! Verflucht, verflucht! Unglück soll sie haben und hervorrufen, wo ihr Fuß tritt. Und verflucht seien ihre Kinder! Auch sie sollen nur verführen und überall Unheil stiften. Flüche von Generationen sollen sich der Rodia und ihren Sprossen an die Fersen heften!“

Da verlor ich die Geduld. Ich sprang vor, riß die vor mir Stehenden auseinander, hielt ihm die Fäuste vor das Gesicht und schrie ihn an: „Wie kannst du dein eigenes Blut verfluchen? Bist du denn ein Stein? Eure Kasten sind doch nur Menschenwerk! Setze dich über sie hinweg, wenn es einen so edlen Menschen gilt und noch dazu deinen Sohn!“

Er sah mich mit kalter Ruhe an, aber Haß spiegelte sich in seinem Blick. „Die Kasten sind seit Jahrtausenden in unserem Volk. Woher sie kommen, wissen wir nicht. Aber viele Millionen sind ihren Satzungen gefolgt, und ein einzelner ist zu gering, umzustößen, was große Völker seit Anfang für gut gehalten haben. Und ihr Engländer, denkt ihr denn anders? Ich weiß sehr wohl, daß jeder aus eurer Gesellschaft ausgestoßen wird, der eine von uns zu eigen nimmt. Ihr habt recht. Wir wollen nichts anderes. Wer seinen Stamm nicht achtet und rein hält, geht verloren.“

Er wandte sich und ging in das Haus. Die anderen zerstreuten sich. Ich stand allein auf der Straße.

Da ging ich in schweren Gedanken heim.

Am Flusse, bei den ersten Kokospalmen meiner Pflanzung, kamen mir Widschaja und die Rodia entgegen. Das Herz wurde mir warm und ich vergaß all das Traurige, als ich dieses herrliche Menschenpaar sah. Wie aus dem Paradiese waren sie. Widschaja hatte sein Rocktuch dem Mädchen gegeben und seine Jacke sich um die Hüften geschlungen. Sein edler Körper glich dem einer Statue. Die Rodia hatte das Tuch um den Leib gelegt und dann über die Schulter geworfen. Ihr Wuchs war wie der einer Göttin. Unter dem geschittelten Haar schaute das lieblichste Antlitz hervor, mit zwei Augen gleich tiefen Seen, in die man kein Ende findet, hineinzublicken.

Widschaja trat auf mich zu. „Ich sehe in deinen Augen“, sagte er, „die Bestätigung dessen, was ich von Anfang an gewußt habe. Sie verstoßen mich, ich bin der Sohn meines Vaters nicht weiter. Ein Verachteter mehr. Ich

will nicht wissen, was sie sagten. Ich lösche sie alle aus meinem Gedächtnis. Fortan gibt es für mich nur ein Licht, das mein Leben erleuchtet, nur ein Herz, dem meines entgegenschlägt. Du hast mir ja vom Magnet erzählt, der Stahl und Eisen festhält, wenn es ihn nur berührt. So taten unsere Körper und wollen nun nicht mehr voneinander lassen.“

Er legte dem Mädchen die Hand auf den Scheitel und fuhr fort:

„Ich habe sie Ruweni genannt. Der Held, dessen Namen ich trage, eroberte diese Insel mit Hilfe einer Zauberin, die den Namen führte. Jene Königin entstammte den verachteten Eingeborenen der Insel, die von den erobernden Kriegern meines Volkes unterworfen wurden. Wie das Schicksal des ersten Widschaja eine Verachtete wurde, so ist es auch das meine. Und ich murre nicht.“

Mich ergriffen seine Worte, die er mit ernster Stimme sprach.

„Liebe, die alles andre macht vergessen,
Entflamte ihn, als er mich kaum geseh'n,
Die Schönheit siegte . . .“

Die Worte Dantes, die ich an jenem Abend gelesen, waren wie die Überschrift des Kommenden gewesen.

„Willst du nicht bei mir wohnen, Widschaja,“ fragte ich und ergriff seine Hand. „In meiner Pflanzung findest du Platz und Arbeit genug. Und ich werde mich freuen über dich und deine Ruweni.“

Mit warmem Blick sah er mich an. „Es tut mir wohl, daß du mich nicht aufgibst. Aber auch bei dir kann ich nicht wohnen. Du hast Diener meines Volkes und brauchst sie. Sie würden nicht in meiner Nähe weilen wollen, sie würden mich aus der Ferne beschimpfen und dann dich verlassen. Verachtung ertrage ich nicht. Freiwillig will ich auf meinen Stand verzichten und die Folgen auf mich nehmen.“

Er zog sich den Kamm aus dem Haar, warf ihn auf den Boden und zertrat ihn. Dann schlang er den Arm um das sich an ihn schmiegende Mädchen und schritt mit ihm dem Urwald zu.

Widschaja ging zu den Rodias.

(Schluß folgt)

